

Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band: 89 (2018)
Heft: 1: Sucht : gefährdet von der Jugend bis ins Alter

Artikel: Der Konsum von Cannabis ist in der Schweiz zum drängenden Problem geworden : Lockstoff für das jugendliche Hirn
Autor: Weiss, Claudia
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-834329>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Konsum von Cannabis ist in der Schweiz zum drängenden Problem geworden

Lockstoff für das jugendliche Hirn

Missbrauch von abhängigmachenden Substanzen ist ein wichtiges Thema bei Jugendlichen. Am meisten zu denken gibt aber nicht der Konsum von harten Drogen. Die meistkonsumierte illegale Substanz ist Cannabis. Den Fachleuten bereitet Sorge, dass die Droge immer stärker wird.

Von Claudia Weiss

Eines Tages wurde Ruedi Trachsel stutzig. Dem Geschäftsleiter der Stiftung Passaggio in Lützelflüh war aufgefallen, dass die Jugendlichen zwar mit unterschiedlichen Problemen ins Sozialpädagogische Interventionszentrum SIZ eintreten: Einige haben Not zu Hause, andere Probleme mit dem Gesetz; einige bleiben zwei Wochen für eine rasche Übergangslösung, andere drei Monate für eine Abklärung. Aber eines haben sie fast alle gemeinsam: Sie kiffen. Und zwar regelmässig, manche praktisch täglich, manche sogar zwei, drei Joints pro Tag – und das oft schon mit 13, 14 Jahren.

In der Fachwelt, das hatte Trachsel längst festgestellt, ist zu wenig und vor allem zu wenig aktuelles Wissen vorhanden. Bei Sozialpädagoginnen und -pädagogen und auch bei den zuweisenden Behörden. «Cannabis? Macht abhängig und ist eine gefährliche Einstiegsdroge», warnen die einen. Andere winken locker ab: «Ach was, das ist völlig harmlos, wir haben doch früher auch gekifft.»

Nach persönlichen Überzeugungen, findet Ruedi Trachsel, könne man solche Fragen nicht handhaben. Immerhin ist Cannabis die weitaus am häufigsten konsumierte illegale Droge bei Jugendlichen in der Schweiz. «Das Suchtmonitoring von 2016 zeigt, dass in den letzten 30 Tagen 9,4 Prozent der 15- bis 19-jäh-

rigen Jugendlichen Cannabis konsumiert haben», sagt Markus Meury von SuchtSchweiz. «Davon rund jeder Zehnte fast täglich.» Die Dunkelziffer, so vermutet er, sei allerdings höher als bei Tabak, da sich einige aufgrund der Illegalität von Cannabis nicht getrauen, dazu zu stehen. «Rund 4 Prozent der 15- bis 19-Jährigen weisen aber einen problematischen Konsum auf», sagt Meury. (Zahlen siehe auch Kasten Seite 29.)

Auch Martin Aegerter, Kinder- und Jugendpsychiater beim Netzwerk Kind-Jugend-Familie in Zollikofen, machte sich Gedanken, als er feststellte, dass sich Cannabiskonsum immer häufiger problematisch auf seine jugendlichen Klienten auswirkt. Aegerter arbeitet eng mit der Stiftung Passaggio zusammen. Als Ruedi Trachsel von ihm wissen wollte, wie er das Thema aus Fachsicht aktuell einschätze, machte er sich an die Recherche zu neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen: Er wollte endlich herausfinden, ob Cannabis abhängig macht und wie schädlich es sich auswirkt.

Was er herausfand, ist überraschend eindeutig: «Cannabis heute ist nicht mehr dasselbe wie vor 30 Jahren. Und Cannabis macht abhängig.» Die uralte Kulturpflanze, die seit 1839 auch bei uns als Heilmittel gegen Schmerzen und Krämpfe eingesetzt wurde und seit 1951 als verbotenes Betäubungsmittel klassifiziert ist, wurde nämlich im Lauf der Jahre eifrig weiterentwickelt: Die Züchter haben den THC-

Gehalt massiv erhöht. THC oder Tetrahydrocannabinol ist unter den rund 100 Cannabinoiden einer Hanfpflanze jene Substanz mit der psychoaktiven Wirkung. Sie wird vor allem aus dem Harz der weiblichen Blüte gewonnen.

Die Neuzüchtungen von Cannabis sativa, sorgfältig in Indoor-Anlagen aufgezogen, weisen heute nicht mehr wie in den Neunzigerjahren ungefähr 3 Prozent THC auf, sondern bis zu 30 Prozent – zehnmal so viel. «Das ist nicht mehr dasselbe Kiffen»,

Die Züchter von Cannabis haben den THC-Gehalt sukzessive und massiv erhöht.



Haus der Stiftung Passaggio in Lützelflüh: Die Lebensprobleme der Jugendlichen mögen unterschiedlich sein. Doch als Tröster wirkt in vielen Fällen Cannabis.

Foto: Stiftung Passaggio

sagt Martin Aegerter. Das sei ähnlich wie der Unterschied von Bier zu Whiskey. Bedenklich sei das vor allem, weil die Gefahr einer Abhängigkeit allenfalls bei sehr niederem THC-Gehalt so gering sei, wie viele meinen. «Bei heutigen Konzentrationen hingegen ist die Gefahr klar gegeben.»

Der Jugendpsychiater hat selber schon mehrmals versucht, Jugendliche mit Hilfe von medikamentöser Unterstützung zu entwöhnen. Vergeblich. Er erklärt das mit dem körpereigenen

Cannabinoidsystem. Dieses ist Teil unseres Nervensystems und umfasst die Cannabinoid-Rezeptoren im Hirn und im Immunsystem. Das Perfide daran: Diese Andockstellen in unseren Gehirnen stehen schon von Geburt auf bereit, um das körpereigene Anandamid aufzunehmen. Dieser Stoff spielt eine Rolle, wenn ein Säugling zufrieden nuckelt, und er spielt auch später eine wichtige Rolle im körpereigenen Belohnungssystem.

Beim Kiffen wird das Cannabinoidsystem regelrecht befeuert, und zwar je jünger ein Konsument ist, desto fataler ist diese Wirkung. So passiert der Schritt zur Sucht relativ schnell: «Innerhalb drei bis sechs Monaten kann eine Abhängigkeit entstehen», erklärt Aegerter. Wenn jemand zwei- bis dreimal pro Woche kiffe, sinke der THC-Spiegel gar nie mehr auf null. «Von da an haben wir eine klassische Konsumationssituation. Spass ist das nur am Anfang.»

Seine Erkenntnisse präsentierte Aegerter kürzlich an einer Fachtagung in Bern. Und die Zahlen sprechen für sich: 10 Prozent der Konsumierenden werden abhängig, bei ganz jungen Intensiv-Kiffern steigt das Risiko gegen 20 Prozent. «Eine Einstiegsdroge ist Cannabis zwar nicht, sonst wäre unser Land voller Junkies», sagt er. Dennoch ist der Entzug harzig.

Das zeigt das Beispiel eines 16-jährigen Intensivkiffers, der Schule und Sozialleben nicht mehr packte, dann bei Passaggio alle Varianten von geschlossenem bis offenem Aufenthalt durchspielte, aber trotz intensiver Unterstützung nicht vom

>>



«Im Hinblick auf den Jugendschutz darf Cannabis nicht für unter 18-Jährige legalisiert werden. Für Erwachsene würde ich eine Legalisierung begrüssen, dann könnten wir Cannabis gründlich untersuchen.»

Martin Aegerter, 51, Jugendpsychiater beim Netzwerk Kind-Jugend-Familie.

können Jugendliche ihren berühmten Spruch «alle anderen dürfen das» kaum mehr einsetzen.

Gleichzeitig erhöhte der Staat die Fördergelder für Sport-, Musik-, Kunst-, Tanz- und andere Vereine: Jugendliche sollen ihren Kick auch ohne Drogen finden. Kinder aus einkommensschwachen Familien erhalten dafür finanzielle Unterstützung, und Familien in Reykjavik, wo rund ein Drittel der isländischen Bevölkerung lebt, erhalten pro Kind jährlich einen Zuschuss von ungefähr 300 Euro. Eis- und Schwimmhallen, Badminton- und Indoor-Skating-Hallen – das Angebot ist verlockend, wer sich nicht für Sport begeistern mag, findet in den Schulen Musik-, Mal- oder Theaterangebote. Als Island seine Daten 2006 an einem europäischen Treffen von Städten gegen Drogen präsentierte, meldeten sich etliche Länder, um das Konzept kennenzulernen und zu übernehmen. Inzwischen sind Orte wie die Färöerinseln, Malta und Rumänien dabei, ebenso Südkorea, Nairobi und Guinea-Bissau. Die Schweiz nicht. «Wir haben leider in etwa das Gegenteil von Island», bedauert Markus Meury von Sucht-Schweiz. «Es gibt zwar ein wenig individuelle Prävention an Schulen, dazu ein paar Kampagnen. Aber kein Gesamtkonzept, das auch wirklich mit Mitteln ausgestattet wird.»

Fehlender politischer Wille

Zugegeben, die Schweiz hat mehr Einwohner als Island. Das macht Prävention vielleicht komplexer. Aber es erklärt trotzdem nicht, warum das Präventionsgesetz derart chancenlos gescheitert ist. «Das Parlament meint, jeder könne ja selber schauen», vermutet Markus Meury. «Das wird auch als Grund für den fehlenden Willen zur gesetzlichen Regulierung von Alkohol und Tabak angegeben.»

Genau das funktioniert nicht, sagt er, und eine Regulierung wie in Island wäre wichtig: «Rund 17 Prozent der Minderjährigen haben von der Tabakindustrie bereits Werbegeschenke erhalten, und wohl auch wegen der Zigarettenwerbung meinen die Jungen, die Hälfte ihrer Gleichaltrigen rauche und das sei völlig normal», sagt er. Die Jugendlichen und jungen Erwachsenen würden heute auf Schritt und Tritt von der Tabakindustrie umworben.

Dass es anders geht, hat Island mutig bewiesen. Wer jetzt an einem Freitagnachmittag durch Reykjavík spaziert, trifft kaum mehr betrunkene Jugendliche. Stattdessen sind viele gar nicht auf der Strasse zu sehen, weil sie gerade schulische Nachmittagsangebote nutzen. Oder in einem Musik-, Tanz- oder Kunstverein sind. Oder einen Ausflug mit ihren Eltern machen. Weil der Staat das angeregt hat und fördert. ●

Clip zu Tabakwerbung in der Schweiz:

www.beobachtung-marketing-tabak.ch

Kiffen wegkam. «Ein dreimonatiger Aufenthalt in einer streng strukturierten geschlossenen Abteilung in Basel brachte schliesslich den Erfolg», erzählt Aegerter. Einfach sei es für den Jugendlichen nicht gewesen: «Er machte sämtliche Entzugerscheinungen durch, von Übelkeit zu Zittern und Bauchkrämpfen bis Schmerzen.» Und zwar heftig, wie das bei einer Abhängigkeit ist. Immerhin: Seit drei Monaten ist er clean. Und stolz, es geschafft zu haben.

Abbau im Körper dauert Wochen und Monate

Ausserhalb von geschlossenen Abteilungen gibt es nach Aegerter Erfahrung bisher nur eines, um von der Abhängigkeit wegzukommen: ein eng begleitetes Programm mit Sport und einer schrittweisen Senkung des Cannabiskonsums. «Schnell geht das allerdings nicht, es braucht viel Motivation, Zeit und Durchhaltevermögen.» So schnell THC manchmal einfahre – der Abbau im Körper könne Wochen bis Monate nach dem letzten Joint dauern. Tückisch sei, dass Cannabiskonsum ziemlich lang ein gutes Funktionieren zulässt. «Mit der Zeit aber kann jemand, der übermässig konsumiert, nichts mehr leisten, und auch sozial läuft nichts mehr», sagt Aegerter. Eine Berufsintegration ist so nicht möglich: Wer abhängig ist, wird weder von der Psychiatrie aufgenommen noch von der Invalidenversicherung IV unterstützt. «Diese Jugendlichen können zwischen Stuhl und Bank fallen.» Nach diesen Erkenntnissen ist für Jugendpsychiater Martin Aegerter klar: «Im Hinblick auf den Jugendschutz darf Cannabis nicht für unter 18-Jährige legalisiert werden.»

Verteufeln will er die Substanz aber auch nicht, und bei Erwachsenen würde er eine Legalisierung wie bei Alkohol und Tabak sogar begrüßen: «Wäre Cannabis legal, könnten wir es endlich gründlich untersuchen.» Und er hätte eine Möglichkeit, cannabisabhängige Jugendliche schrittweise zu entwöhnen, indem er ihnen reinen und kontrolliertem Stoff mit schrittweise immer niedrigerer THC-Konzentration verabreicht. «Das wäre die allerbeste Methode.»

Weil die Substanz aber illegal ist, verweigerte das Bundesamt für Gesundheit BAG eine geplante Studie der Universität Bern: Sie hätte im Auftrag der Stadt Bern untersuchen wollen, ob sich konsumierende Studienteilnehmer anders verhalten, wenn sie Cannabis legal in Apotheken kaufen können, und ob sich das auf die Gesundheit auswirkt. «Genau solche Studien fehlen uns», sagt Jugendpsychiater Martin Aegerter.

Immerhin, eine legale Alternative zum THC-Cannabis existiert: als neue Modesorte «Cannabis mit CBD», mit Cannabidiol, das beruhigt statt berauscht, nicht als Betäubungsmittel gilt und offiziell in etlichen Läden gekauft werden kann. Susanne Schulthess von der Kriminalprävention MEOA der Kantonspolizei Bern hat allerdings bereits die Erfahrung gemacht, dass Jugendliche zwar versuchen, auf CBD umzusteigen, aber dort das «Flash» vermissen und dann doch wieder zum «richtigen» Kiffen zurückkehren.

Für Ruedi Trachsel von der Stiftung Passaggio steht jedenfalls dank dem Wissens-Update durch Jugendpsychiater Aegerter

Je jünger ein Cannabis-Konsument ist, desto fataler ist die Wirkung der Droge.

>>

fraglos fest: Er wird weiterhin alles daransetzen, um vor allem die ganz jungen Kiffer vom Cannabis wegzubringen und ihnen zu zeigen, wie sehr ihnen das schadet: «Fahren sie wiederholt bekifft Velo und werden erwischt, laufen sie Gefahr, dass sie nicht einmal mehr Roller fahren dürfen, geschweige denn die Autoprüfung machen», sagt er. Das koste manche sogar die Lehrstelle. Deshalb versucht Trachsel, jedem Einzelnen zu zeigen: «Wir können dir dabei helfen, aufzuhören. Aber du entscheidest selber, wenn du weiter kiffen willst.»

Das sei manchmal nicht einfach, weil auch betroffene Eltern oft verkennen, wie problematisch der Cannabiskonsum ihres Kindes bereits ist. Nach Ruedi Trachsel's Erfahrung denken viele: «Ach ja, unser Kind kiffte ein wenig, aber das ist nicht das Problem.» Manchmal könne man aber schon im ersten Gespräch feststellen, das Cannabis eines der Hauptprobleme sei. Cannabis – und Nikotin: «Nikotin schauen wir mittlerweile bei jemandem, der kiffte, schon als gegeben an», sagt Trachsel mit Bedauern. «Das ist eine so grobe Sucht, dass es für Jugendliche nicht möglich ist, auszusteigen, ohne dass die Eltern konstruktiv mithelfen.» Laut Suchtmonitoring Schweiz rauchen aktuell rund 21 Prozent der 15- bis 19-Jährigen, das ändert von Jahr zu Jahr. «37 Prozent von ihnen möchten aufhören, aber da Nikotin eine der am

schnellsten abhängig machenden Substanzen ist, schaffen viele den Rauchstopp nicht», sagt Markus Meury von Sucht-Schweiz. Deshalb hat Ruedi Trachsel für Passaggio «mit Bauchweh» die Regel eingeführt, dass Jugendliche unter 16 Jahren mit dem schriftlichen Einverständnis der Eltern rauchen dürfen, damit sie wenigstens beim Cannabis-Stop kooperieren. «Unter 16 ist das Ziel jedoch klar Abstinenz», betont er. Noch lieber würde er die Grenze mehr nach oben verschieben, «aber dann verlieren wir die Kooperation der Jugendlichen».

Wie aber sieht es bei Jugendlichen mit anderen Suchtmitteln aus, mit Alkohol, Heroin, Kokain, Magic Mushrooms, LSD oder Partydrogen wie Amphetaminen? Markus Meury von Sucht-Schweiz fasst zusammen: «Kokain haben in den letzten 30 Tagen nur 0,1 Prozent der 15- bis 19-Jährigen konsumiert, Heroin wird kaum konsumiert. 0,3 Prozent in dieser Altersgruppe haben mindestens eine andere Droge konsumiert, meist Amphetamine, Ecstasy, LSD oder einen codeinhalten Hustensirupmix namens Purple Drank.»

Auch Passaggio-Geschäftsführer Ruedi Trachsel und Jugendpsychiater Martin Aegerter sagen übereinstimmend: «Jugendliche mit einer Opiat-Problematik sind bei uns eher Einzelfälle.» Zu den Opiaten gehören beispielsweise Heroin, Morphin und Opium. Partydrogen wie Ecstasy oder das Amphetamin MDMA

«Jugendliche mit einer Opiat-Problematik sind bei uns eher Einzelfälle.»

Anzeige

Hotel & Gastro formation by Hotel & Gastro Union Gastroforum Hotellerieuisse



Planen Sie Ihre Karriere mit uns

Wir führen Sie zu eidgenössischen Fachausweisen und Diplomen

- **Lehrgänge auf die Berufsprüfungen**
 - Beginn März 2018 – Chefkoch/-köchin
 - Bereichsleiter/in Restauration
 - Beginn Juni 2018 – Bereichsleiter/in Hotellerie-Hauswirtschaft
 - Beginn August 2018 – Chef de Réception (Basismodule)
- **Lehrgänge auf die Höheren Fachprüfungen**
 - Beginn Juli 2018 – Küchenchef/in
 - Leiter/in Restauration
 - Leiter/in Hotellerie-Hauswirtschaft
 - Leiter/in Gemeinschaftsgastronomie

Ausbildungskurse für Berufsbildner/innen (Lehrmeisterkurse)
4 x jährlich: Januar, März, Juni, September (Daten auf Anfrage)

Rufen Sie uns an – wir beraten Sie gerne!

Hotel & Gastro formation Schweiz | Eichstrasse 20 | Postfach 362 | 6353 Weggis | Telefon +41 (0)41 392 77 77 | Fax +41 (0)41 392 77 70
hbb@hotelgastro.ch | www.hotelgastro.ch

Wasch- und Bügeltechnik • Ladeneinrichtungen

PROCHEMA BAAR AG



LANADOL ABAC

5 Min. bei 30° – gegen **NOROVIRUS**

Kurze Laufzeit – Niedrige Temperatur
Geringe Einsatzmenge (0,4 ml/l)

Garantiert ohne gewebeschädigende Inhaltsstoffe!

Zertifizierte Desinfektion!

CH-6340 Baar · Falkenweg 11b · T 041 768 00 50 · www.prochema.ch

Jugendliche und Sucht: Cannabis, Internet, Glücksspiele

Cannabis ist das verbreitetste Thema punkto problematischem Konsum bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen: Gemäss SuchtSchweiz meldeten sich 1997 noch 12 Prozent der unter 25-Jährigen aufgrund einer Cannabis-Problematik bei einer Beratungsstelle oder Institution. Dieser Wert stieg zehn Jahre später auf 58 Prozent; und im Jahr 2014 war bereits für 80 Prozent Cannabis die Hauptproblemsubstanz. Die Opiatproblematik nahm in derselben Zeit ebenso massiv ab. Auch die Probleme mit Kokain nahmen zwar bis 2004/05 stetig zu bis auf 20,5 Prozent, sind aber seither ebenso stetig gesunken, und zwar auf 5,6 Prozent. Das sind noch weniger als im Startjahr 1997 der Befragungen.

Auch der Missbrauch von Schlaf- und Beruhigungsmitteln (Barbiturate, Benzodiazepine) scheint nur wenige Probleme zu verursachen: Die Zahl der Ratsuchenden sank von 3,1 Prozent 1997 auf 0,3 Prozent im Jahr 2014. Leicht zugenommen hat in dieser Zeitspanne ausser Cannabis einzig die Amphetamin-Problematik, und zwar von 3,8 auf 6,8 Prozent. Eine ganz andere Art von Sucht, die Markus Meury von SuchtSchweiz nebst Cannabis, Tabak und Alkohol zunehmend Kopferbrechen bereitet, ist das Onlineverhalten einiger Jugendlicher. Dazu erschien 2015 ein Spezialbericht, der zeigt, dass

über 7 Prozent der 15- bis 19-Jährigen einen problematischen Umgang mit dem Internet haben. «Das heisst, dass sie kaum mehr vom Internet loskommen und schulische oder berufliche Verpflichtungen, aber auch Schlaf und Essen vernachlässigen», sagt Meury. «Zentrale Aktivitäten sind dabei Kommunikation wie E-Mail und Social Media, Filme und Onlinespiele, vor allem Multiplayerspiele.»

Auch das Geldspiel sei als Problem für Jugendliche nicht zu vernachlässigen: «Bereits heute zeigen drei Studien, die das Spielverhalten von 15- bis 24-Jährigen in den Kantonen Fribourg, Bern und Neuenburg untersuchten, beachtliche Prävalenzen», sagt Markus Meury: «Zwischen 4,9 und 5,6 Prozent der Jugendlichen und jungen Erwachsenen gelten da als gefährdet oder problematisch Spielende.» Er befürchtet: «Wenn das Internetglücksspiel – wie vom Parlament vorgesehen – weiter ausgedehnt wird, könnten diese Zahlen noch ansteigen.»

Zahlen und Fakten: www.suchtmonitoring.ch und www.suchtschweiz.ch

(3,4-Methyldioxy-N-methylamphetamin) kämen ebenfalls allenfalls sporadisch vor: «Das ist oft eine Frage der Peergroup und wo die Jungen ihre Freizeit verbringen.» Auch sogenannte Botellones, die Massenbesäufnisse mit verschiedenen Alkoholika, nach denen einige sogar in ein Alkoholkoma fallen, seien nicht mehr so angesagt: «Kaum ein Thema bei uns», winkt Ruedi Trachsel ab. «Die meisten landen wahrscheinlich eher auf der Notaufnahme und wiederholen dann das Abenteuer nicht mehr so schnell.»

Die wenigen minderjährigen Junkies, die Aegerter, Trachsel und sein Team betreuen, seien allerdings extrem schwierig zu behandeln. Jene Jugendliche beispielsweise, 15½ Jahre alt, «völlig ausser Rand und Band», die schon Opiate,

Benzodiazepine, THC und anderes konsumiert hatte, notorisch unterwegs war und schon zweimal ein halbes Jahr in einer geschlossenen Institution verbracht hatte. «Hier hilft nur, erst einmal eine Beziehung aufzubauen, und zwar nach den Vorgaben der Jugendlichen», sagt Trachsel. «Sicherheit und einen Rahmen geben» lautet sein oberstes Ziel. Erst danach kann er sein Präventionskonzept anwenden, das «Schutzfaktoren fördern und Risikofaktoren mindern» will.

Eine engmaschige Tagesstruktur mit aktiver Freizeitgestaltung, Sensibilisierung der Körperwahrnehmung, Stärkung von Persönlichkeit und Selbstwertgefühl – die Massnahmen hätten bereits Erfolg gezeigt: «Die Jugendliche ist inzwischen gepflegt, kommt immer wieder zurück, muss nicht mehr polizeilich ausgeschrieben werden und besucht die Therapietermine, wenn auch nur bei flexiblen Therapeuten.» Jugendpsychiater Aegerter ergänzt: «Wir müssen zuerst überlegen, warum ein Jugendlicher eine Substanz braucht, und das in die Therapieplanung mit einbeziehen, dann kommt es zu weniger Abbrüchen.» Das sei nicht nur qualitativ besser und letztlich günstiger, sondern wichtig, damit das Gefühl, zu versagen, bei den Jugendlichen nicht zementiert werde. Um renitenten oder rückfälligen Jugendlichen zu helfen, zögert Ruedi Trachsel nötigenfalls auch nicht, auf einer Wohngruppe einmal ein ganzes Polizeiaufgebot samt Suchhunden anrücken zu lassen. «Das macht den Jugendlichen Eindruck – und es zeigt ihnen vor allem, wie wichtig es mir ist, sie von ihrer Abhängigkeit wegzubringen.» Egal, ob es um Cannabis oder andere Substanzen geht. So will er ihnen den Weg freimachen in eine selbstbestimmte Zukunft. ●

**«Wir müssen
zuerst überlegen,
warum ein
Jugendlicher eine
Substanz braucht.»**



**«Ich werde weiterhin alles
daransetzen, um vor allem
die ganz jungen Kiffer vom
Cannabis wegzubringen und
ihnen zu zeigen, wie sehr
ihnen das schadet: Es kann sie
sogar die Lehrstelle kosten.»**

Ruedi Trachsel, 54,
Geschäftsführer Stiftung
Passaggio.